

Wetter: Heute | Morgen



29. Januar 2010

"Das sind Lorient'sche Jodeldiplome"

FREIBURG. Im Jahr 1987 übernahm Professor Wolfgang Essbach einen Lehrstuhl für Soziologie an der Albert-Ludwigs-Universität. Am 8. Februar hält er seine Abschiedsvorlesung. Wie fällt die Bilanz eines ausgezeichneten Akademikers nach mehr als 20 Jahren im deutschen Universitätssystem aus? BZ-Redakteur Michael Brendler sprach mit ihm.

BZ: Herr Professor Eßbach, wenn Sie zurückblicken, wie sehr haben sich die Universitäten in den vergangenen zwei Jahrzehnten verändert?

Eßbach: Dramatisch. Vor allem in den letzten zehn Jahren. Allerdings war manche Veränderung auch nötig. Als ich anfang, war die Situation der Universitäten ziemlich festgefahren: Die Proseminare waren völlig überfüllt, die Vorlesungssäle platzten aus allen Nähten. Aber intern konnten die Hochschulen damals auf die Probleme kaum reagieren, weil sie blockiert waren.



Wolfgang Eßbach | Foto: Thomas Kunz

BZ: Inwiefern?

Eßbach: Grob gesagt: Die Professorenschaft war in zwei Lager geteilt. Auf der einen Seite standen die Progressiven, die sich ganz entschieden gegen eine Beschränkung der Studentenzahlen durch die Einführung eines Numerus Clausus in Massenfächern wendeten. Auf der anderen befanden sich die eher konservativen Kollegen. Die lehnten wiederum jede Form der Mitbestimmung von Assistenten und Studenten ab und blockierten damit jede Reform der Universität aus sich heraus. Auch die Politik war gleichzeitig nicht bereit, die richtigen Konsequenzen zu ziehen. Wichtig wäre es gewesen, eine stärkere Differenzierung im Bildungswesen vorzunehmen. Wenn plötzlich, wie in den 80er Jahren, nicht mehr fünf Prozent eines Jahrgangs, sondern 20 Prozent studieren, dann muss eigentlich ein größeres Angebot unterschiedlicher Ausbildungsmöglichkeiten geschaffen werden. Dann müssen mehr Fachhochschulen oder Berufsakademien her. Stattdessen hat man in den Ministerien allein auf den einheitlichen Typ von Universitäten gesetzt.

BZ: Was war daran so falsch?

Eßbach: Wir haben deshalb heute das Problem, dass keine große Palette von berufsnahen Ausbildungsmöglichkeiten vorhanden ist. Nur so könnte man aber die Universitäten entlasten. Stattdessen hat man sich für die Strategie entschieden, die Professoren innerhalb der Universität zu entlasten. Also wurde ein Heer von gut ausgebildeten Akademikern eingestellt, die als abhängige Mitarbeiter mit Zeitverträgen

weder Mitspracherecht noch langfristige Perspektiven haben. Was das für solche jungen Leute in Sachen Lebenszufriedenheit oder Familiengründung heißt, kann man sich an seinen zehn Finger abzählen.

BZ : Aber offensichtlich haben irgendwann dann doch dramatische Veränderungen stattgefunden?

Eßbach: Mitte der 90er Jahre haben die Unirektoren angesichts der Reformunfähigkeit der Politik ihr Schicksal in die Hände des Bertelsmann-Konzerns gelegt. Gemeinsam mit der Stiftung hat man das Centrum für Hochschulentwicklung gegründet, das CHE, in dem dann frustrierte junge Akademiker und Betriebswirte ihren Vision von der "entfesselten Hochschule" entwickelt haben. Hier wurde die Idee der Universität als Unternehmen ausgebrütet.



Nadelöhr Universität: Es fehlen alternative Ausbildungswege
| FOTO: DPA

BZ: Mit welchen Folgen?

Eßbach: Zunächst hat man die Angestellten der Hochschulleitungen und Ministerien geschult. Mit Fortbildungen und einem unglaublichen Ausstoß an Papier wurde schließlich die Idee der Verpunktung des Studiums für den deutschen Bachelor in die Welt getragen.

BZ: Wie macht sich das heute bemerkbar?

Eßbach: Das erkennen Sie zum Beispiel daran, dass kein Student eine Veranstaltung mehr ohne Prüfung verlässt. Herumexperimentieren ist im Studium nicht mehr gefragt, jede Zwischennote zählt heute für den Abschluss, und jeder Besuch einer Veranstaltung soll auch zu einem per Klausur messbaren Profit führen.

BZ: Was hat die Exzellenzinitiative an den Hochschulen bewirkt?

Eßbach: Zunächst hatte sie einen positiven Effekt: Die Universitäten wurden wieder mehr ins öffentliche Aufmerksamkeitsfeld gerückt. Positiv ist auch, dass eine Menge Geld herübergekommen ist. Guckt man genauer hin, sind mit diesem Geld aber ganz überwiegend befristete Projekte mit befristeten Stellen entstanden. Die Exzellenzinitiative ist zwar eine erfolgreiche Mobilisierungsmaschine, aber sie schafft keine nachhaltigen Strukturen. Es bleibt ein Wettbewerb mit einmaligem Preisgeld, das sich Freiburg hoffentlich wieder sichern kann.

BZ: Was hätte man mit dem Geld ihrer Meinung nach Besseres machen können?

Eßbach: Man hätte die Unis entlasten sollen, indem man großzügig die Palette der Fachhochschulen ausgebaut hätte. Es wäre wichtig gewesen, die Mitbestimmung zu stärken, die Verwaltung zu reduzieren und natürlich dieses dämliche Akkreditierungssystem abzuschaffen – dann hätten die Unis eine Chance gehabt, sich zu regenerieren.

BZ: Wie fällt die Zwischenbilanz des Soziologen zum anderen universitären Großprojekt, der Bologna-Reform, aus?

Eßbach: Ich habe die Einführung von Bachelor und Master am Anfang nicht als Problem gesehen. Meine Meinung war: Warum soll man das nicht einmal versuchen. Dann kam aber heraus, dass Bologna nicht als Versuch, sondern als Massenexperiment gedacht war. Im Planirraupenverfahren hat man alle Fächer auf drei Jahre BA standardisiert – ganz gleich, ob es sich dabei um Anglistik oder Chinesisch handelte. Im neuen planwirtschaftlichen Punktesystem konnten kleine an sich gut arbeitende Fächer wie die mittellateinische Philologie oft nicht mithalten und waren in ihrer Existenz bedroht.

BZ: Warum?

Eßbach: Weil ein Professor, ein Assistent, eine Sekretärin und 30 Studenten nicht die entsprechende Zahl an Lehrveranstaltungen und Prüfungen nachweisen können.

BZ: Und was spricht gegen eine Regeldauer von drei Jahren bis zum BA?

Eßbach: Die Komplexität der Welt verringert sich nicht auf Beschluss der Landesregierung. Um den Bachelorstudenten in der kurzen Studienzeit wenigstens noch ein bisschen Wissen mit auf den Weg zu geben, haben die Kollegen nun entweder die Studiengänge so voll mit Inhalten gepackt, dass es vielen Studenten verständlicherweise einfach zu viel wird. Oder sie haben sich gesagt, dann machen wir halt was tolles Neues: Wir nehmen hier was, nehmen da was – herausgekommen sind dann diese schicken Zufallskombinationen – diese Lorient'schen Jodeldiplome, mit denen man im Berufsleben kaum etwas anfangen kann. Jetzt sagen viele, das haben wir nicht gewollt. Das stimmt mich optimistisch.

Autor: mich